

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

79 (3.4.1943) Beilage zum Pforzheimer Anzeiger



Mus Pforzheim

Ein Wort an die Anonymen

Immer haben Kriegsjahre die Seelen erschüttert. Wie diese Erschütterung sich auswirkt, ist Folge des Charakters, der Selbsterziehung und Selbstachtung. Die einen macht sie hart, tat- und opferbereit, die anderen kriechen in die Knie. Am meisten sich selbst zur Last, ergötzen sie nun die Seele ihres Mitbürgergenossen über die Missetaten und schreien namenlos. Die meisten Namenlosen sind aber nicht namenlos, sondern sie haben Namen, die sie nicht preisgeben wollen. Sie sind die besten Menschen, die es gibt, die sie nicht preisgeben wollen. Sie sind die besten Menschen, die es gibt, die sie nicht preisgeben wollen.

Niemand hat den wehrhaften Pforzheimer Bürger des Mittelalters lebendiger geschildert als Emil Strauß in seinem Roman „Der nackte Mann“. Die bewaffnete Zunft war die Organisation, in deren Rahmen der Bürger seine Heimat verteidigte, sie vor jedem Zugriff, selbst dem des eigenen Fürsten, bewahrte. Und die wehrhafte Zunft hat auch in unserer Stadt in den Glaubenskämpfen des 16. Jahrhunderts ihre Feuerprobe bestanden. Als allerdings die Furien des Dreißigjährigen Krieges über unser Land dahinströmten, war die Todesstunde dieser letzten Ausläufer alter deutscher Wehrhaftigkeit gekommen: was nach dem großen Kriege in mühsamer Arbeit wieder zusammengedrückt wurde, war mehr Repräsentation als Ausdruck eines Kampfwillens. Auch die Pforzheimer „Stadt-Infanterie-Kompagnie“, zu der jeder wehrfähige Bürger ausbezogen wurde und in der er im Rahmen seiner Berufsorganisation Dienst tat, erinnert nach den noch vorhandenen Aktennotizen mehr an das Epigonalbild des „Stadtsoldaten“ als an einen jener Krieger, die zwar keine einheitliche Uniform, dafür aber einen einheitlichen, fanatischen Kampfwillen hatten. Den Säug der Stadt hatte ja nun — wir sprechen von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts — bereits praktisch der Landesfürst mit seinem stehenden Heer übernommen. Die Uniform, seit 1690 das bestimmende Bild des Soldaten, wurde Wunschild des eine Wehrhaftigkeit verlassenden Bürgers. Und sie wurde, in ihrer Unähnlichkeit, Mittel zur Verhöhnung der bürgerlichen Klasse.



Ein Pforzheimer Schütze 1840
Das Scharfschützen-Fähnlein, nach österreichischem Muster uniformiert, war ein vornehmer Verein, vom Volk die „Nobelpgarde“ genannt. (Archivbild.)

Der dunkelblaue Rock mit dem schwarzen Kranz tauchte nicht darüber hinweg, daß es an soldatischer Staffeit fehlte. Den guten Soldaten lag dieser Mangel am Herzen; in beweglicher Lage äußern sich schon 1724 Stimmen, daß die Kompagnie „völlig in Ruin und Abgang kommt“, daß wer kommen will, komme, und wer wegbleiben wolle, wegbleibe, ohne die ausgeübten Strafen dafür zu bezahlen. Die Rechnung, die der Stadthauptmann zu führen habe, werde nicht vorgelegt, „daß mithin, wo nicht von Jenseit vorgegangen wird, die ganze Kompagnie vollends völlig gerichtet werden dürfte!“ Nun veränderte man es mit Neuernungen von Hauptleuten, aber das scheint ebenfalls keinen größeren Erfolg gehabt zu haben.

Das wurde anders, als durch die französische Revolution auch unsere Stadt in unmittelbare Nähe enfter Kriegshandlungen gebracht und schließlich hineingezogen wurde. Der wehrhafte Geist, der sich noch im 1800 in großartiger Weise in der Entfaltung von rund tausend Bewaffneten in die Türkenkriege und kurz danach, 1822, im Soldatentod der vierhundert Pforzheimer manifestiert hatte, wachte wieder auf. Es bildete sich neben der „Stadt-Kompagnie“ eine Reihe freiwilliger Vereinigungen, als deren erste das „Fabrikanten-Corps“ anzuspitzen ist.

Die Stadt war nämlich langsam zur Industriestadt geworden, die eine Menge „Oergeloffener“ in ihren Mauern beherbergte. Unter diesem Namen ist nicht etwa ein Werturteil verborgen, sondern es kommt lediglich der Unterschied zum ortsbereitenden Bürger zum Ausdruck. Reichten diesen Leuten die

Bürgerrechte, so hatten sie auch keine Bürgerpflichten. Die Menge der angezogenen Fabrikanten und ausländischen Arbeiter waren also zum Dienst in der Stadtkompagnie nicht verpflichtet. Verpflichtet fühlten sie sich aber im Gewissen. So entstand ein freiwilliges Korps von beinahe hundert Mann, das im Dienst mit der Waffe ausgebildet wurde.

Fast nahezu gleichzeitig, im Jahre 1794, schlossen sich wohlhabende Bürger zusammen und gründeten das „Bürgerliche Kavallerie-Corps“, eine Reitertruppe, bestehend aus 40 Mann. Der dunkelblaue Rock mit dem schwarzen Kranz erinnerte an die Zugehörigkeit zu den städtischen Soldaten; die rote Weste, die gelbblenden Hosen und Gamaschen mit weißen Knöpfen zeugten neben der sonstigen Waffenausrüstung für den gefüllten Geldbeutel der Reiter. Noch hatte man es mit einer „schwarzen Wehr“ zu tun, denn in der offiziellen Gründungsurkunde steht, daß die Reiter zur Verschönerung der öffentlichen Umzüge aufgenommen werden wollten, während in einem der Defensivbriefe brennendsten Schreiben bereits bemerkt wird, daß die Hauptabsicht der Errichtung sei, bei einem etwaigen feindlichen Überfall oder sonstiger ausbrechender Gefahr das Gefindel zu Paaren zu treiben, sich auch nötigenfalls als Ordnungsmacht und zum Refugiosieren verwenden zu lassen. Unter den Augen der Franzosen bildete sich auch ein weiteres Corps, das sogenannte „Scharfschützen-Corps“, dem meist die wohlhabenden Bürger beitrugen. Auch hier war es als offizieller Grund der Neuaufstellung die Verschönerung der bürgerlichen Feste angegeben, indes heimlichweise eine richtige militärische Ausbildung getrieben wurde.

So bestanden also um 1800 neben der Stadtmiliz drei freiwilligen Korps, die sich allmählich untereinander Konkurrenz machten. Denn immer wieder wurde in dem vom Amt genehmigten Statuten darauf hingewiesen, daß ein Wechsel von einem zum andern Korps nicht statthaft sei.

Zur Stadtbürger-Kompagnie mußte man, um eintreten zu können, die Lehre hinter sich haben, Bürger und mindestens 20 Jahre alt sein. Ein Austritt ohne Genehmigung des Stadthauptmanns war nicht statthaft. Die anderen freiwilligen Korps hatten eine Altersgrenze nach oben und waren auch Nichtbürgern offen.

An Strafen konnte man in allen Korps nur Geldstrafen, und es mutet uns, die wir militärisch denken gelernt haben, sonderbar an, wenn es beispielsweise heißt: „Angehörig und Widerpänstigkeit gegen die Unteroffiziere wird mit 30 Kreuzern bestraft, sollte sich aber ein Bürger Schimpfworte gegen seinen Unteroffizier erlauben, so soll der Verbrecher in eine Strafe fallen von 180 Gulden.“ Nun wurden ja die Korps kaum noch zu größeren Kriegshandlungen herangezogen. Patrouillengänge, Ritt zu Ordnungsdiensten usw. kamen in den unruhigen Zeiten öfters vor. Was die Urrede war, daß zwischen dem Fabrikantenkorps, das offenbar aus einer Leihung war, und den Bauern von Pforzen ein heftiger Streit ausbrach, ist nicht mehr festzustellen. Jedenfalls war das Ende eine Schlägerei, so daß man sich — im Jahre 1805 — höheren Orts gezwungen sah, das streitbare Fabrikantenkorps aufzulösen. So trat das erste Pforzheimer freiwilligenkorps eines unrühmlichen Todes.

Bei den andern ging es länger. Noch 1840 bestand das „Bürgerliche Kavallerie-Corps“, eine Art Reiterverein, bis es im Zuge der Aufhebung der Bürgerwehren sanft entschlungerte. Und auch das „Scharfschützen-Corps“ mußte nach dem Aufstand von 1849 dem Geist der Zeit weichen. Die Stadtkompagnie war ja durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schon 1808 überflüssig geworden.

Noch einmal, zu Beginn der Freiheitskriege, zeigte sich der soldatische Sinn der Pforzheimer in seinem Vortriebe. Auf den Aufruf an Badens „Jünglinge“ meldeten sich von Pforzheim zwanzig Mann, die als freiwillige Jäger zu Pferd von den Landgemeinden mit Pferden versehen wurden. Doch weiterhin ansehnliche Gaben gesendet und u. a. 220 Gewehre zur Verfügung gestellt wurden, zeugt von einem schönen Opfergeist, wenn man die Größe der Stadt und die damalige Armut der Pforzheimer in Rechnung stellt. Befanden sich 1813 doch nur dreizehn Fabriken in Pforzheim! Auch bei dieser Gelegenheit haben sich die Jünger — wohl das letzte Mal in militärischer Beziehung — durch besondere Gaben hervorgetan. An der Spitze standen die Väter, die Schuhmacher und die Küfer und Bierbrauer. Auch die bekannten Patrizierfamilien Sonntag, Gerwig, Riehle, Mah und Geiger waren mit namhaften Beiträgen vertreten.

Heute haben wir endlich das eine Reich, das unsere Vorfahren mit unzulänglichen Mitteln angestrebt haben. Verkürzt lebt der alte Opfergeist weiter, der schon in früheren Zeiten die Pforzheimer ausgezeichnete.



Helden verpflichten die Heimat
Der heutige Samstag und der morgige Sonntag geben uns im Rahmen des Kriegswinterhilfswerks Gelegenheit, mit dem Leben und den Taten von zwanzig gefallenen Ritterkreuzträgern vertraut zu werden. Scherl-Bilderdienst-M.

Die Wehrmacht sammelt

Eintopfen und Unterhaltung bei unseren Soldaten
Morgen Sonntag werden es die Soldaten sein, die für das Kriegswinterhilfswerk sammeln. Dieser Tag wird erneut Zeugnis ablegen von der engen Verbundenheit zwischen Front und Heimat. Das deutsche Volk und seine Waffenträger sind heute zu einer verschworenen Schicksalsgemeinschaft zusammengewachsen. Am Samstag für das Kriegswinterhilfswerk bekundet das deutsche Volk auf neue seine unerschütterliche Entschlossenheit und seinen unbeugsamen Willen, den ihm aufgezwungenen Kampf bis zum siegreichen Ende durchzustehen.

Heute beginnt die Straßensammlung mit dem Verkauf von kleinen Büchlein, die von den unvergänglichen Ruhmestaten zwanzig gefallener Ritterkreuzträger berichten. An diesem Verkauf sind die Gefolgschaft des hiesigen Wehrmacht-Standortes, die NS-Reichskriegsopferversorgung, der NS-Reichskriegsbund, das Deutsche Rote Kreuz und der Reichstribunal ehemaliger Berufssoldaten beteiligt.

Am Sonntag geben unsere Soldaten in der Zeit von 11 bis 14 Uhr ein schmackhaftes, marktfreies Eintopfen aus, das jedem Volksgenossen gegen Abgabe einer Essenmarke eingehändigt wird. Dieser Eintopf soll sowohl in der Buckenbergkaserne als auch in der Robert-Wagner-Schule und im Museum, sowie in rund dreißig, durch Plakataustausch bekannt gegebenen Gaststätten eingenommen werden. Wie beliebt dieses Feldküchengericht ist, mag daraus hervorgehen, daß bereits am Freitagabend fast alle Essenmarken an den beiden im Stadtzentrum eingerichteten Verkaufsstellen ausverkauft waren. In der Kaserne spielt während des Essens in der Zeit von 11.30 Uhr bis 13.30 Uhr eine Musikkapelle. Zum Essen in der Buckenbergkaserne empfiehlt es sich, einen Löffel mitzunehmen.

Für den Nachmittag haben unsere Soldaten ein abwechslungsreiches Programm vorgesehen, das seine Anziehungskraft bei alt und jung nicht verfehlt wird. In der Exerzierhalle der Buckenbergkaserne gibt es neben interessanten Manuskriptkämpfen einen zweistündigen Musik-, Artistik- und Humor gewürzten Nachmittag. Innerhalb des Kasernenbereichs sind Schieß- und Wurstbuden aufgestellt. Die Rutschbahn wird sich diesmal wieder besonderen Zuspruch erfreuen. Auch das Kleinkaliberschießen und ein Schießen mit dem Granatwerfer stehen auf dem Programm. Eine Beute waffenschau aus mehreren Feldzügen wird die Besucher nicht wenig interessieren. Ferner lohnt sich eine Besichtigung der einzelnen Kompaniegebäude mit ihren Musterstuben. Außerdem sind Filmvorführungen und ein Handballspiel vorgesehen.

Die Gesendenden-Kompanie ladet zu regem Besuch der festlich dekorierten Robert-Wagner-Schule ein. Ein talentierter Schnellzeichner wird einige Proben seiner Kunst geben. Auch hier gibt es Schießbudenbetriebe. Bei der Unterkunftbesichtigung wird man Gelegenheit haben, Beutewaffen aus dem russischen Feldzug zu besichtigen. Die sportlichen Vorführungen der Verdunten verdienen besonderes Interesse.

Der Samstag der Wehrmacht wird ganz Pforzheim auf die Beine bringen und jeder Pforzheimer wird dafür Sorge tragen, daß unsere Soldaten einen großen Sammelerfolg erzielen, be.

Auch die Heimatflak sammelt

Im Rahmen des Sammtages der Wehrmacht werden heute und morgen auch Angehörige der Heimatflak die Büchsen für das Kriegswinterhilfswerk schwingen. Dabei gibt es Gelegenheit Flakgeschütze und sowjetische Beutekanonnen zu besichtigen. Am Samstag von 18 bis 19 Uhr wird der SA-Musikzug auf dem Marktplatz und am Sonntag von 15 bis halb 17 Uhr auf dem Platz der SA ein Konzert geben, beidemale sind leichte und schwere Flakgeschütze aufgestellt, wobei die jungen Luftwaffenhelfer das Sammeln übernehmen. Am Sonntag von 11 bis 14 Uhr wird von Angehörigen der Heimatflak ein Eintopfen ohne Marken im Museum und in Ketterers Braustübel ausgegeben. Außerdem wird eine Versteigerung von allerlei guten Sachen, Wein, Sekt usw. stattfinden. Auch vor der Goldschmiedeschule werden Flakgeschütze aufgestellt. Angehörige der Heimatflak betätigen sich weiter durch den Verkauf von 5000 schönen Ansichtskarten. So gibt es Gelegenheit genug, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und in die Sammelbüchsen nach Kräften beizusteuern.

- o. Oeschelbrunn, 3. April. Morgen Sonntag begeht Fräulein Karoline Kottner ihren 88. Geburtstag. Trotz ihres hohen Alters ist sie noch von erstaunlicher geistiger Frische und körperlicher Mächtigkeit. Heute ist sie noch eine gute Kinderpflegerin. Ihren Lebensabend verbringt sie bei ihrer Schwelster.
- o. Sulzfeld, 2. April. Durch Oberlehrer Engeler wurden dieser Tage 23 Anaben und Mädchen aus der Volksschule entlassen und dann am Sonntag in feierlicher Weise auf den Führer verpflichtet.
- o. Heilsheim, 2. April. Die im Alter von 60 Jahren stehende Frau Frieda Specht erlitt einen Unfall, an dessen Folgen sie nunmehr im Bruchsaler Krankenhaus starb.
- o. Spielberg, 2. April. Der 82 Jahre alte Schmiedemeister Wilhelm Kornmüller starb so unglücklich, daß er starb. In einer öffentlichen Beerdigung im nobelsten „Adler“-Saal sprach ein Frontsoldat über den Schicksalskampf sowie über seine Erlebnisse in Sowjetland.

Fünf Gebote für die Brandbekämpfung

Vor allem viel Wasser und Sand bereithalten

Die britischen Terrorangriffe gegen die deutsche Zivilbevölkerung haben zur Bildung einer Abwehrfront geführt, deren entschlossener Einsatz schon manchen Schaden in seinen verheerenden Auswirkungen beschränken konnte. Von besonderer Wichtigkeit ist der richtige und rechtzeitige Einsatz bei der Brandbekämpfung. Die sich dabei ergebenden Forderungen sind von den zuständigen Stellen in den folgenden fünf Punkten zusammengefaßt worden:

1. Sind Brandbomben auf die Straßen oder Höfe gefallen, so ist mit Eiderheit anzunehmen, daß Brandbomben auch in die Häuser eingeschlagen sind, da die Brandbomben schüttelfastentwie abgeworfen werden. Rummert euch zuerst um die in die Häuser gefallenen Bomben!
2. Die Brandbomben sind mit Sand abzudecken oder mit Wasser zu bekämpfen. Stabbrandbomben müssen, da sie einen Sprengkopf haben können, aus der Dichtung (Mauer, Schornsteine, Maschinen) bekämpft werden.
3. Jeder von der Brandbombe erzeugte Entzündungsbrand ist sofort und nachdrücklich mit Wasser oder Sand zu löschen.
4. Habt keine Angst vor Rauch und großer Hitze. Schützt euch durch die Volksgasmaske oder bindet ein feuchtes Tuch vor Mund und Nase. Ein dichter Rauch bedeutet nicht immer ein größeres Feuer.
5. Aber auch vor der Bekämpfung eines größeren Feuers schreiet nicht zurück. Sorgt rechtzeitig für ausreichende Wasser- und Sandvorräte. Haltet eure Luftschutzhandspitze und andere Selbstschutzgeräte in Ordnung.

Eltern, bewahrt eure Kinder vor Schaden!

Bei jedem Luftangriff muß festgelegt werden, daß sich Kinder während des Angriffs außerhalb des Luftschutzraumes aufhalten. Was für Er-

wachene gilt, daß der Luftschutzraum der sicherste Schutz gegen Personenschaden durch Bomben, Bombensplitter, Verbrennungsbeschuß und Fallsplitter ist, hat in erhöhtem Maße Gültigkeit für Kinder.

Eltern und Erzieher, befehlt erneut eure Kinder über die Gefahren eines Luftangriffs. Sorgt dafür, daß sie bei Alarm rechtzeitig die Luftschutzräume aufsuchen und laßt sie dort nicht ohne Aufsicht. Wenn im Hause ein Brand ausbricht und der Schutzraum geräumt werden muß, laßt die Kinder nicht auf der Straße. Bringt sie schnell in einen anderen Schutzraum.

Unsere Tapferen an der Front

- Wärm, 3. April. Obergefreiter Adolf Hinz wurde mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.
- s. Dietlingen, 3. April. Gefr. Otto Speth er erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse.
- r. Steinegg, 2. April. Obergefr. Karl Steimle wurde mit dem Kriegserdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet.
- ak. Kiefen, 1. April. Der Obergefreite Erwin Gräfe, Sohn des Mechanikers Wilhelm Gräfe, wurde mit dem Kriegserdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern ausgezeichnet.
- s. Schillingen, 1. April. Gefreiter Willi Kisenbrey erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse.
- h. Gundelsheim, 4. April. Der Gefreite Karl Fehler wurde mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.
- Freudenstein, 2. April. Unteroffizier Wilhelm Burkhardt von hier wurde mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Die Kartoffelversorgung

Dank den außerordentlichen Leistungen der deutschen Landwirtschaft und des Verkehrsministeriums im vergangenen Herbst ist die Kartoffelversorgung in diesem Winter sehr gut gewesen. Die Kartoffelentfaltung war die stärkste, die jemals zu verzeichnen gewesen ist. Der milde Winter und das frühzeitig einsetzende Frühjahrswetter haben jetzt ermöglicht, die Lager in den Städten wieder aufzufüllen. Infolge dessen kommt jetzt frische Ware auf den Markt, die übrigens neu sortiert und daher von wenigen Ausnahmen abgesehen fehlerlos ist.

Der Anblick auf die nächste Ernte kann als gesichert betrachtet werden. Dabei wird allerdings vorausgesetzt, daß die großen Verbraucher mit aller Sorgfalt bemüht sind, mit ihren Zuweisungen auszukommen. Diese Sorgfalt war bisher nicht in allen Fällen in dem Maße vorhanden, das eigentlich erwartet werden mußte. Offensichtlich hat der Umstand der Entfaltung gelegentlich zu einer Ueberfrachtung der Verbrauchsmöglichkeit geführt, was um so weniger zu verwundern ist, als die Gemeindefachverflechtung ohnehin häufig auf eine Doppelversorgung einzelner Bedürfnisse hinausläuft. Mit der großen Entfaltung waren wohl auch sonst hin und wieder Fehlverwendungen verbunden; vor allem gilt das für die Verfüttung an Kleintiere, die einen ausgeprochenen Verlust gegen die Kriegswirtschaftliche Disziplin darstellt.

Die männlichen Angehörigen der Geburtsjahrgänge 1897 bis 1900, die bisher noch nicht erfasst worden sind und einen Wehrpaß, Ausmusterungsschein oder Ausschließungsschein besitzen, haben sich umgehend, spätestens bis zum 8. April im Landkreis Pforzheim bei der polizeilichen Meldebehörde (Rathaus) und in der Stadt Pforzheim bei der Polizeidirektion Pforzheim, Bahnhofstraße 24, Zimmer 15, während der Geschäftsstunden zu melden. Näheres im Anzeigenteil.

Der Grund des § 25 des Reichsleistungsgesetzes wird durch die Wehrmacht die Beschlagnahme aller brauchbaren und unbrauchbaren Batterien aus kriegsgelegenen Kraftfahrzeugen (einschließlich Krafttraber) angeordnet. Die Beschlagnahme gilt auch für Batterien, die ausgebaut oder in Pflege gegeben sind. Näheres im Anzeigenteil.

Der Grund des § 25 des Reichsleistungsgesetzes wird durch die Wehrmacht die Beschlagnahme aller brauchbaren und unbrauchbaren Batterien aus kriegsgelegenen Kraftfahrzeugen (einschließlich Krafttraber) angeordnet. Die Beschlagnahme gilt auch für Batterien, die ausgebaut oder in Pflege gegeben sind. Näheres im Anzeigenteil.

Der Grund des § 25 des Reichsleistungsgesetzes wird durch die Wehrmacht die Beschlagnahme aller brauchbaren und unbrauchbaren Batterien aus kriegsgelegenen Kraftfahrzeugen (einschließlich Krafttraber) angeordnet. Die Beschlagnahme gilt auch für Batterien, die ausgebaut oder in Pflege gegeben sind. Näheres im Anzeigenteil.

Der Grund des § 25 des Reichsleistungsgesetzes wird durch die Wehrmacht die Beschlagnahme aller brauchbaren und unbrauchbaren Batterien aus kriegsgelegenen Kraftfahrzeugen (einschließlich Krafttraber) angeordnet. Die Beschlagnahme gilt auch für Batterien, die ausgebaut oder in Pflege gegeben sind. Näheres im Anzeigenteil.

Der Grund des § 25 des Reichsleistungsgesetzes wird durch die Wehrmacht die Beschlagnahme aller brauchbaren und unbrauchbaren Batterien aus kriegsgelegenen Kraftfahrzeugen (einschließlich Krafttraber) angeordnet. Die Beschlagnahme gilt auch für Batterien, die ausgebaut oder in Pflege gegeben sind. Näheres im Anzeigenteil.

Der Grund des § 25 des Reichsleistungsgesetzes wird durch die Wehrmacht die Beschlagnahme aller brauchbaren und unbrauchbaren Batterien aus kriegsgelegenen Kraftfahrzeugen (einschließlich Krafttraber) angeordnet. Die Beschlagnahme gilt auch für Batterien, die ausgebaut oder in Pflege gegeben sind. Näheres im Anzeigenteil.

Trattoria Silberschiff

ROMAN VON HANS FREYTAG

5) (Nachdruck verboten.)
Sie hat nun Appetit auf eine Zigarette. Als sie das Glas aus der Tasche holt, stehen plötzlich wie aus dem Boden gezaubert, fünf junge Männer um sie herum: Jeder hat ein Backschießchen gezückt — fünf Flammen brennen ihr entgegen.

„Oh, wie ritterlich“, sagt sie, „aber wirklich zu viel! Wenn Sie erlauben, werde ich von den übrigen hier bei den nächsten Zigaretten Gebrauch machen.“ Sie nähert ihre Zigarette dem Gesicht Nicos; die anderen ziehen sich zurück und erlöschen. „Und nun noch ein Glas Roten!“

Wie angenehm, denkt sie, daß hier nicht so viele Fremde sind. So habe ich's gern. Es wird das richtige Lokal sein, um mich mit Wera zu verabreden!

Sie bedankt sich bei Nico für das Profilbild. „Aber Sie sollen es mir nicht schenken! Bieten Sie es hier an die Wand! Und wenn andere Gäste kommen, machen Sie's ebenso. Die werden dann zu Hause erzählen: In einer römischen Künstlerkneipe hängt mein Porträt!“ Bei uns daheim tut man so etwas auch.“

Peppino wiszt im Vorbeigehen die Ohren. Er hat noch immer nicht herausbekommen, woher die Fremde stammt.

„Sie sind Deutsche?“ fragt Nico.
„Nein, Dänin.“
Peppino reißt sich die Hände. Nordländerin? Oh, gut! Da werde ich Ihnen etwas Wunderbares zeigen! Und er begibt sich ans Klavier, schlägt den Dedel hoch. Sie müssen schon entschuldigen, der Klavier ist nicht mehr ganz neu, es haben schon sehr viele darauf gespielt, und die Leber, die auf diesen Tasten begleitet wurden, waren wohl nicht immer ganz fein. Das merkt sich so ein Reiter — da wird es überhörbar. Aber morgen bringe ich meine Gitarre mit, dann werden Sie einen reinen Genuß haben. . . . Lebzigens, Lauro, wendet er sich an Abami, die Signorina wünscht morgen abend eine große Ranzette zu essen — schreibt's auf den Bestellzettel!“

„Nein, nein“, wehrt Signe ab, „morgen werde ich wohl nicht kommen können. Kom ist groß, und ich habe noch sehr viel in diesen Monaten vor. Also ein andermal!“

„Aber die Ranzette muß vorher bestellt werden!“ drängt Lauro.

„Aun gut, heute ist Montag — sagen wir, ich komme am Freitag wieder!“
Peppino markiert schmerzliche Enttäuschung. Immerhin fängt er, die Serviette über die Achsel geworfen, an, ein paar Takte zusammenzufassen. Als er sie hat, setzt er auch zugleich mit wohlthätiger Renfrohmie ein.

Signe glaubt ihren Ohren nicht zu trauen. Sie ist nach Rom gekommen, um römische Leben kennenzulernen. Und hier sitzt ein Kellner am Klavier und singt ihr das Lied vom „Winterweiden“ vor, das der früheste schwedische Dichter und Lehrer Carl Michael Bellmann im achtzehnten Jahrhundert für seine Sautbrüder gedichtet hat. Zwar wirkt es einigermaßen sonderbar, Bellmanns Worte in italienischer Sprache zu hören und die kräftigen Weisen aus dem Norden im Velocino zu übernehmen; aber es rührt sie, und so etwas wie Sehnsucht steigt in ihr auf.

Der alte Sänger geendet hat, klatscht sie Beifall und hebt ihr Glas. „Das haben Sie vortrefflich gemacht! Es erinnert mich wirklich an meine nordische Heimat. Darauf müssen wir alleamt anstoßen!“

Nico bringt selber die volle Flasche an den Tisch. „Auf meine Güte!“ sagt Signe. Alle Gläser werden vollgeschenkt. Der alte Straßenhändler steht aus seiner Ecke auf und nähert sich dem Tisch. Natürlich wird auch ihm eingeschänkt.

„Ihr seid vernünftige Leute“, meint Signe, „als sie sich wieder gekehrt hat. Ich werde euch öfters besuchen!“ Natürlich hätte sie nun diese oder jene Frage stellen können, um zu ergründen, was es mit der abschließenden Gemeinschaft dieser jungen Leute auf sich habe. Aber sie will vermeiden, selber dahinterzukommen.

Nico spricht von allen am wenigsten. Alle anderen fragen und wollen alles mögliche wissen: was man in Dänemark trinkt und esse, wie die Arbeit und die Geschäfte dort seien, was man über Italien denke und wie der Signorina Rom gefalle.

Der alte Straßenhändler steht jedesmal auf, wenn er sein Glas an den Mund führt, macht eine Bewegung gegen Signe und darf sich das Glas wieder füllen lassen.

Nico aber sagt: Wenn Sie schon den Vorschlag machen, gnädiges Fräulein, Ihr Bildnis hier an die Wand zu hängen, dann müssen Sie auch Ihren Namen daruntersetzen! Das werden wir künftig von allen unseren illustren Gästen verlangen.“

„Wie heißt Ihre Trattoria eigentlich?“ fragt Signe, während sie mit wenigen Strichen den nicht ganz leserlichen Namen unter das Blatt setzt.
Nico blickt auf Peppino-Stelio, und Stelio-Peppino macht ein unklar-bümmliches Gesicht.
Lauro beugt sich über den Tisch. „Daran haben wir, ehrlich gestanden, noch gar nicht gedacht! Eine Trattoria ist eine Trattoria. Aber vielleicht wissen Sie, gnädiges Fräulein, einen hübschen Namen für uns? Und wenn Sie ihn nicht sofort bereit haben, so überlegen Sie sich ihn vielleicht bis zum nächsten Besuch?“

„Ich werde sehen, was sich machen läßt“, lächelt sie, „aber eigentlich habe ich den Eindruck, daß Sie die Phantasievolleren sind. Sicherlich fällt Ihnen etwas Besseres ein als mir!“

Sie macht ihre Handtasche zurecht. Peppinos Blick erpöht, daß recht beträchtliche Scheine darin enthalten sind. Er denkt es in allen Ehren und in Bewunderung. Er hat lange nicht so viel Geld auf einem Gausen gesehen. Es wird ewig dauern, bis

er mit Trinkgeldanteilen und mit seiner Musik so viel zusammengefragt hat.
Signe steht auf und gibt allen die Hand. „Ich wünsche Ihnen Hals- und Weibruch — so sagt man bei uns“, wendet sie sich an Nico.
Er macht einen sehr höflichen Diener. Beinahe wäre er aus der Rolle gefallen und hätte ihr die Hand geküßt.

Die Gäste vom Nebentisch erheben sich. Lauro hat schon die Tür aufgerissen, ehe Stelio es tun kann. Das blaue Kleid und der helle Mantel wehen an ihm vorbei, auch die ganze Wolke eines feinen Parfüms. „Auf Wiedersehen!“ sagt Peppino-Stelio. „Auf Wiedersehen, meine Herren!“ Dann schließt sich die Tür.

Es ist, als ob der Raum um einen Lichtstrahl ärmer geworden wäre. Die jungen Leute sehen einander an. Das Mädchen hat ihnen gefallen, allen hat es gefallen, und obwohl noch Fremde in der Trattoria sind, fangen sie an, ihr Lob in allen Tonarten zu singen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Reiter geboren / Von Hans Franck

„Zum Reiter“, sagt ein altes Wort, „zum Reiter muß man geboren sein. Wer es nicht ist, der kann vielleicht lernen, auf einem Pferd richtig zu sitzen, aber niemals das Reiten.“

Mit dem Gottesgeheim des Reiter-Seins war wie wenige vor ihm und noch weniger nach ihm der General Seidlitz begnadet worden. Hatte er den atmen Leib eines Pferdes zwischen seinen Knien, dann verwich er mit diesem so sehr, daß es war, als kreise ein Luftstrom durch beide hin. Seltener nur bedurfte der Reiter zur Liebertragung seines Willens der Worte, kaum je des Rügels oder gar der Sporen, in keinem Fall der Peitsche. Jedes Bittren und Warnen, jedes Schreden und Schreien, jedes Janzen und Nauschen seines Tieres hinderte ihn empfand des besten Augenblicks der Reiter in solcher Stärke, daß er oftmals mit guten Gründen glauben konnte, sie wären aus ihm ausgeflogen.

Von nicht sprach dieser General Seidlitz lieber als von Pferden. Eines Abends, als in Gegenwart des Königs das Gespräch wieder einmal auf Pferde gekommen war — was bei ihm schneller als unter Kameraden zu geschehen pflegte, da Gespräche über Frauen in dessen Gegenwart sehr bald verflüchteten — eines Abends vermaß General Seidlitz sich vor dem König zu der Behauptung: „Solange der Soldat noch ein lebendiges Pferd zwischen den Knien hat, braucht er sich unter keinen Umständen gefangennehmen zu lassen. Tut er es doch, dann ist er entweder ein erbärmlicher Feigling oder ein schlechter Reiter!“

Alles blühte voller Erwartung auf die Majestät, um jede Silbe der Zurechtweisung aufzufangen, welche dieser Ueberblichkeit folgen mußte. Denn der König hatte in seinen Kriegen viele Soldaten samt ihren Pferden als Gefangene verloren, und es waren manche seiner Seiten darunter, denen dieses bittere Geschick widerfuhr. Es stand demzufolge auch stillschweigend eine Unmutwolke auf der Stirn des Großen Friedrich, als die herausfordernden Worte des Generals Seidlitz gefallen waren. Aber entgegen allem Erwartung blieben sowohl die Spottgesänge seiner Augen wie der Jorndonner seines Mundes aus. Da der König schweig, so schwiegen auch seine Untergebenen zu der selbsthaften Behauptung des Pferdennarren in ihrer Mitte; und das Gespräch wandte sich, nach der Weisung des höchsten Herrn, von den Pferden fort, wieder anderen Dingen zu.

Eine Woche darauf setzte Friedrich, der auf Behauptungen vermessener Artlieber mit Raten als mit Worten seine Meinung kundgab, ein Reitergefecht in Havelnähe an. Das eine der beiden miteinander ringenden Regimenter befehligte der König, das andere Seidlitz. Als gegen Mittag das wechselläufige Gefecht abgebrochen wurde, standen immer noch die Truppen Friedrichs diesseits, die Truppen des Generals jenseits der Havel. Denn es war keinem von beiden gelungen, die Brücke, welche ihre Ufer verband — so oft auch Reitermähe über sie hin und her wogten — endgültig für sich in Besitz zu nehmen.

Also sprengte nach Abbruch des Gefechtes Friedrich, nur von seinem allernehmsten Gefolge begleitet, zu der Havelbrücke und hält, sobald er ihre Mitte erreicht hat, plötzlich an.

Seidlitz, der Meinung, daß die abschließende Kritik auf der Brücke gehalten werden soll, sprengt mit seinem Pferde, einem feurigen Fuchs, dem König entgegen; so schnell, daß er nicht gewahrt: ihm folgt, im Gegensatz zu seinem Herrn, keiner auf die Brücke.

Als der General vor seinem königlichen Gebieter zwischen den beiden Havelufern oberhalb des frömenden Wassers hält, ruft dieser Arm und Degen senkrecht gen Himmel. Das ist den jetzigen

Führern der Reitertruppen hüben und drüben das vereinbarte Zeichen. Ehe noch der überimpelte General ganz begriffen was geschieht, haben auf beiden Seiten ihre Truppen die Brücke abgeriegelt, so daß es für den in die Halle Gesprochenen ein Entweichen nicht mehr gibt.

„Er ist mein Gefangener!“ donnert denn auch der König. „Obwohl Er noch ein lebendiges Pferd zwischen den Knien hat.“

Seidlitz beruft sich nicht darauf, daß es wider alle soldatischen Regeln ist, nach Abbruch des Gefechtes noch eine Kriegshandlung vorzunehmen. Seidlitz weiß, daß es jetzt — will er nicht vor dem König als Feigling, als Hundstot, als Lügner dastehen — unter allen Umständen gilt: sein Reiterwort wahrzunehmen. Denn er hat vor acht Tagen die Unmutwolke auf Friedrichs Stirn sehr wohl gesehen und ihm wiegt seit langem dessen verweilendes Schweigen schwerer als ein Wortausbruch, mit dem der Jorndonner.

Indessen, wie soll Seidlitz, auf der abgeriegelten Havelbrücke gefangenhaft eingeschlossen, die Richtigkeit seiner fähigen Behauptung erweisen? Es gibt für ihn kein Nachwort — es gibt ebensowenig ein Zurück. Aber — schießt die Feuerkammer eines Gedankens in den Lieberimpulsen lobend hoch — aber hat es auf Erden nicht überall vier Himmelsrichtungen? Hier, keine zwei! Ni voraus und zurück der Weg zur Freiheit infolge der List des Königs auch verarmt, es bleibt immer noch der Weg zur Rechten und zur Linken. Gefunden! Geachtet! Nur zu tun — weitaus leichter als es zu erdenken! — nur zu tun ist, was Rettung bringen kann, was Rettung bringen wird.

„Gefangen!“ schreit Seidlitz, da der König seinen himmelangereckten Degen zu senken beginnt, um mit dessen Spitze zum Erweis seiner Worte die Schulter des von ihm der Kuhmüdigkeit überführten Generals zu berühren. „Gefangen? Noch nicht, Majestät!“

Mit der letzten Silbe hat der Reiter auf der Havelbrücke sein Pferd zur Seite gerissen und plötzlich — nun will er die Sporen, will er die Peitsche gebrauchen; aber es bedarf beider nicht, bedarf nicht einmal des aufmunternden „Hopp!“, zu dem er sich hinsetzen läßt; denn der Fuchs zwischen seinen Knien und er sind ja eines Leibes! — urplötzlich springt Seidlitz mit seinem Pferd über das Geländer der Brücke hinweg in den Fluß.

Als Hof und Reiter das Ufer der Havel erliegen und wieder die Feste der Erde unter sich haben, ist als einziger der König zur Stelle.

„Ich bin Sein Gefangener!“ sagt Friedrich. „Seidlitz begeißt nicht.“

„Der Gefangene Seines Willens“, bedeutet Friedrich ihm.

„Majestät! —?“ forscht Seidlitz.

„Wünsch Er sich, was Er will!“ fährt Friedrich fort. „Auser der Krone Preußens ist nichts in meinem Lande Seinem Wunsch verwehrt.“

„Seidlitz“ schweig.

„Wird es bald, daß ich Seinen Wunsch erfahre?“ begehrt Friedrich, daß ich mich in die Verlegenheit sehen, daß ich ihm nach eigener Wahl etwas schiden muß, daß ihm hinterher womöglich nicht gefällt? Also was begehrt Er als Anerkennung dafür, daß Er sein verwegenes Reiterwort wahrgemacht hat? Was wünscht Sein Herz sich an Sehnlichkeiten?“

„Ein Pferd“, gibt Seidlitz zur Antwort.

Am selben Tage noch ließ König Friedrich dem General Seidlitz den besten aller Trakehner aus seinen Ställen überbringen.

„Zum Reiter“, sagt das alte Wort, „zum Reiter muß man geboren sein. Wer es nicht ist, der kann vielleicht lernen, auf einem Pferd richtig zu sitzen, aber niemals das Reiten.“

Vermischte Nachrichten

— In diesem Hause befindet sich im dritten Stockwerk rechts eine Spielhölle! Ein Blat mit dieser Aufschrift lebte eines Tages, weißlich sichtbar, an einer Meistertafel im Otter Berlin. Die Mitteilung künnte, es befand sich wirklich eine Spielhölle in der bezeichneten Wohnung, und man „übte“ dort eifrig „Seven-eleven“ und „Meine Fante — Deine Fante“. Wer hätte aber diese Satzung durch das verächtliche Blat auf Haupte angeprangert? Dies ließ sich nie ergründen; vielleicht ein gerupfter Spieler oder eine verdächtige Ehefrau, die dahintergekommen war, wo ihr Mann seinen Verdienst „verarbeitete“. Was machen wir jetzt? Diese bange Frage lautet sich die Verantwortlichen der Spielpartien vorlegt. Können wir noch länger hierbleiben, nachdem die Sache mit dem Blat passiert ist? Nun erntet recht, frechheit liegt! Zu diesem Ergebnis kam man nach langem Hin und Her. Die Spieler fallstürzten nämlich, daß die Polizei sie nach der Plakataffäre feineswegs in ihrem alten Schlafwinkel vermuten würde, sondern sicher der Meinung war, daß die Gesellschaft sich entweder aufgelöst hätte oder wo anders „lagte“. Aber die Polizei hatte auch die Frechheit der Spieler einzuflutert und fiel eines Nachts überfallend in das Nest ein. Dort war getarbt der ganze Klub — insgesamt dreizehn Mann — verarmt und bei der „Arbeit“. Die ganze Gesellschaft wurde dem Weg zur Polizei angetreten, und alle erhielten Strafbefehle. Der Hauptkreditgeber Karl N., der vier Monate Gefängnis ausdient bekommen hatte, sowie ein weiterer Spieler, der mit 50 Mark Gehalt als Bevollmächtigter war, wollten sich nicht dabei beruhigen und erhoben Einspruch. — N., der schon einschlägig vorbestraft war, machte geltend, daß er sich jahrelang vom verbotenen Glücksspiel ferngehalten habe, nun aber wieder der Versuchung erlegen sei, weil er zufällig die Bekanntschaft eines Schleglers der in Frage kommenden Spielergesellschaft gemacht hätte. Das Moabiters Amtsgericht glaubte seinen Versicherungen, daß es nun beiläufig das letzte Mal sein würde, und ließ es daher bei einem Bescheid von drei Monaten Gefängnis bewenden. Der andere Spieler wollte allein Gehalt glauben machen, daß er nur als „Beobachter“ aufgetreten sei, um im geeigneten Augenblick das ganze Nest auszureiben. Dieser plumpe Schwindel verfiel aber nicht, und es blieb bei den 50 Mark Geldstrafe.

— Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. In einer kleinen Gemeinde im Gesseltal im Harz stand eine Frau im Laden ihres Kaufmanns, wo sie neugierig in alle Ecken schaute und schließlich eine große Schüssel entdeckte, in der eine rote Masse zu einem Berg geschichtet war. In ihre Frage erklärte der Kaufmann: „Das ist Kack!“ Die Kundin verstand nicht Kack's Kack, und sie ließ sich sofort ein halbes Pfund abwiegen. Daheim tat sie die Masse in eine alte Dose und begann nun ihre Stuben einzumieren, daß es eine Freude war. Hier der Gatte nach Hause kam, schnupperte er in der Luft herum und hatte so gar kein Verständnis für die krausen Augen seines Weibes, das mit roten verklebten Fingern und einem schmutzigen Lappen in der Hand vor ihm stand. Mit den Worten: „Es ist ein solches Zeug, das taugt auch nicht die Bohne!“ schaltete sie die Mühe während auf den Tisch, um sich dann die Sache noch einmal zu ansehen. Schließlich muß das Zeug aufgeschoben werden, bis sie die Schüssel wieder eine halbe Stunde lagern und brann dann egypt zu mieren. Das Ergebnis war noch ärger, es roch mir in einem Gehäusen im Sommer zur Ehezeit. Der Chemiker schimpfte wie ein Rohrpsal und erzählte der Nachbarin von dem Mädelgeschick. Diese konnte sich vor Lachen überhaupt nicht halten. Sie hatte auch bei dem Kaufmann gekauft, aber nicht Kack, sondern Kack. Sie hatte ihn nicht auf den Fußboden geschmeißt, sondern auf ein Butterbrot.

— Vor der Mülhauser Strafkammer hatte sich die 23 Jahre alte Franziska Liebenow aus Otmarheim im Elsaß wegen der Anklage des zweiseitigen Kindesmordes verantworten. Die Angeklagte, die bereits im Alter von 20 Jahren zum erstenmal Mutter eines unehelichen Kindes wurde, befechtete ihr zweites im Juli 1941 geborenes uneheliches Kind, indem sie es zehn Tage nach der Geburt in Maaß zunächst hart auf den Boden fallen ließ und es dann ins Wasser warf. Am Juni 1942 erkrankte sie an drittem Kind vier Tage nach der Geburt im Hof in Abthorn-Ranal. Ihre schmerzlichen Verbrechen konnte sie längere Zeit hindurch auf raffinierte Weise verbergen; erst als sich die Behörde nach der Unterbringung des dritten Kindes erkundigte, vermeldete sich die Angeklagte in derartige Widersprüche, daß sie keinen Ausweg mehr wußte und endlich die beiden Kindesmorde eingestand. Die Mülhauser Strafkammer verurteilte die Liebenow zu zwölf Jahren Zuchthaus und erklärte ihr die bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre zu ziehen. Sie wurde in der Strafkammer in Abthorn-Ranal, die in einer gewissen persönlichen Zwangslage begründet lagen, hatte die Liebenow es zu verstanden, daß gegen sie wegen ihrer Taten nicht die Todesstrafe verhängt wurde.

— In einer Verhandlung in Gagan wurde von der Strafkammer Glogau die 28 Jahre alte Elisabeth Weisner aus Mieslau bei Spottau wegen Betruges im Rückfall zu vier Jahren sechs Monaten Zuchthaus und fünf Jahren Ehrenlosh verurteilt. Die bereits neunmal verurteilte Frau wegen Betruges verurteilt, Angeklagte hatte zahlreichen Dorfbewohnern vorgeschwiegelt, sie könne ihnen durch ihren Mann aus einem besetzten Gebiet verschobene Gegenstände besorgen. Unter der Vorspiegelung, daß sie das Geld zu diesem Zwecke ihrem Mann schicken müsse, ließ sie sich Anzahlungen geben. Um ihren Schwindel glaubhaft zu machen, las die Angeklagte den Betrogenen fingierte Briefe ihres Mannes vor, die sie in der Wirklichkeit selbst geschrieben hatte. Der Mann der Angeklagten, der mit ihr seit in Ehe lebte, wußte von den Betrugsreden nichts und hatte auch niemals von seiner Frau Geldbeträge für Einkaufszwecke erhalten.

Goethes Friederike / Zum 130. Todestag Friederike Brions am 3. April

In dem Reigen liebender Frauengestalten, die den Weg des Olympiers säumen, erscheint Friederike, der die erste große leidenschaftliche Liebe des Jünglings galt, als die lieblichste und rührendste, als die deutschste Gestalt. Spätlich sind die Zeugnisse, die wir über ihr Leben und ihre Persönlichkeit besitzen. Kein authentisches Bild hat ihre Jünger der Nachwelt überliefert, keine ausführlichen Selbstbekenntnisse lassen uns einen tieferen Blick in ihre Seele tun. Nur ein paar Stammbuchblätter und flüchtige Schreiben aus späterer Zeit sind erhalten. Die anderen Frauen, die Goethes Herz besessen, stehen im vollen Licht der Geschichte. Nur die stille Mädchenblüte Friederike hält sich im Schweigen und im Geheimnis.

Aber ihre Jünger treten uns verklärt entgegen, nicht nur in den Liedern, die der junge Goethe als unermesslichen Kranz um ihre Stirn geflochten, nicht nur in dem Bild, das der alternde Dichter aus wehmütiger Erinnerung heraus in „Dichtung und Wahrheit“ von ihr geformt, sondern auch in der Maria des „Götter“, Weislingens Dpfer, wie in dem Gretchen des Urfaust. Ihre Gestalt verschmilzt uns mit jedem vertrauensvoll liebenden, unschuldig verlassenen, flaglos blühenden Mädchen keine der späteren Frauen, denen Goethe begegnete, war an dem Gram, den sie seinemwegen trau, schuldloser, keine war so sehr reines Dpfer. Vor keiner auch neigt unser Herz sich so sehr in Mitleid und ist so gar bereit, den Dichter anzuklagen. Doch auch Goethe hat den Tribut für sein Handeln bezahlt. Seine Grausamkeit, deren er sich voll bewußt war, zerriß ihn selbst und stürzte ihn in „die Epoche einer düsteren Reue“, die ihn als friedlosen „Wandrer“ umhertrieb und aus der er als ein Verwandelter, in schmerzlichen Erkenntnissen Gereifter, hervorging.

Der junge Student, der abnungslos in den friedlichen Kreis der Selenheimer Pfarrersfamilie trat, kannte sich selbst noch nicht. Die Liebe, die ihn beim Anblick Friederikes ergriff, war wie das Aufgehen eines Frühlingssorgens. So licht die Verheißung und Lust, die Morgenblume den Himmelsduft! Aber nur zwei kurze Monate dauerte der Traum. Nach jenem seltsamen Ringelreiß in Selenheim, dem wir das jubelnde „Malheur“ verdanken, mußten schon die Schatten, noch unerkannt war

der strenge Genius schon gegenwärtig und forderte sein Recht: das Lösen einer Bindung, in der er niemals hätte seine Schwingen entfalten können. Mehr abnungslos als wissend gehörte Goethe dem Ruf und tat den Schritt, für den es menschlich gesehen keine Entschuldigung gab und den er vor sich selbst nicht entschuldigen konnte. Noch spät schreibt er darüber an Frau von Stein: „Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, in dem es ihr fast das Leben kostete.“

„Fast das Leben. . .“ Diese drei kurzen inhaltsschweren Worte entsprechen dem Bild, das wir von Friederike nach dem Scheiden Goethes haben. Das Schicksal hat es gefügt, daß ein zweiter großer Dichter dieses Bild, das Bild der Verlassenen aufgefunden und uns übermittelt hat. Noch nicht ein Jahr nach Goethes Flucht erschien Jakob Michael Reinhold Lenz im Selenheimer Pfarrhaus, Goethes genial unglücklicher Freund, von seinem bösen Dämon allzuweit auf der Spur des geistesverwandten, aber größeren Freundes gebannt und dadurch zu ewigem inneren Ungelegen und zu ewiger Friedlosigkeit verurteilt. Vielleicht liebte Lenz Friederike nur deswegen, weil Goethe sie liebte. Doch es gibt kaum etwas Nüchtereres als das Bild, das Lenz in seinem ganz wehmütigen Gedicht der „Liebe auf dem Lande“ von Friederike malt. „Ihr still und bleich, vonummer krank, doch Engeln gleich“ wie sie „stets an der Erinnerung lag“.

„Denn immer, immer, immer noch schwebt ihr das Bild an Wänden noch Von einem Menschen, welcher kam Und ihr als Kind das Herz nahm.“ Friederike selbst fand als Erwiderung auf Lenz' Verdungen nur das schöne Wort: „Wer Goethe geliebt hat, kann keinen anderen mehr lieben.“

Später hat ihre jüngere Schwester Sophie von ihr berichtet: „Sie war wohl wieder heiter, doch sagten die Leute alle, sie wäre nie wieder gebornen, was sie gewesen.“ Von solcher milden Reueignation verklärt ist sie auch Goethe gegenüber getreten, als er sie 1779 noch einmal besuchte. Er traf die Franke friedlich in Selenheim verarmt wie acht Jahre zuvor und „mein Gedanken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre.“ In Frau von Stein schreibt er: „Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnen-

aufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Gedächtnis hinführen und in Friede mit den Geistlichen dieser Ausgeschiedenen in mir leben kann.“ Am 30. März 1780 verzeichnet er noch in das Tagebuch: „Ein guter Brief von Friedrich.“ Dann waren ihre Wege für immer geschieden: der seine führte empor auf die Höhen der Menschheit, der ihre in die bescheidene Ebene eines stillen menschlich-freundlichen Wirkens. C. K.

— Auf dem Friedhof zu Weiskheim bei Lahr wurde auf dem Grab der dort beigesetzten Jugendfreundin Goethes, Friederike Brion aus Selenheim, in Gegenwart des Reichs- und böhmisches Ministeriums des Kultus und Unterrichts, Ministerialdirektor Gärtner, und des Direktors des Straßburger Goethe-Hauses, des Schriftstellers Schmidt-Glaben, ein Blumengedächtnis von Nelken niedergelegt. Mit diesem Gedächtnis wurde die Weiskheimer Grabstätte in die Reihe der oberrheinischen Gedächtnisse aufgenommen.

Vierte Oberrheinische Kunstausstellung

Ohne jede Ferialität wurde in diesem Frühjahr die von der Kameradschaft der Künstler und Kunstfreunde am Oberrhein in den Räumen des Alten Schlosses in Straßburg veranstaltete vierte Oberrheinische Kunstausstellung der Öffentlichkeit übergeben. Sinn und Inhalt unserer Kulturarbeit während der härtesten Auseinandersetzung um unser Vaterland im Leben der Kämpfer, so erklärte Baukulturbeauftragter seiner Stätte, der Leiter der Ausstellung, vor einem kleinen Kreis von Betreueren aus der Künstlerwelt und der Presse aus Baden und dem Elsaß, ist unzerstört geblieben. Der Kunst, geboren aus dem Volke und dem Volke wieder zurückgehend, vor allem ist es gegeben, das Bindende zu sein zwischen Front und Heimat in feiner Gedächtnis. Die Ausstellung gibt wiederum einen aufschlußreichen Überblick über das materielle und geistliche Schaffen des gesamten Oberrheingebietes, und zwar in einer Ueberschau von über 300 Werken und über 100 Arbeiten, die oberrheinische Künstler im unmittelbaren Erleben an der Front gestaltet haben. Erstmals einbezogen in die Kunstausstellung wurde das Kunsthandwerk. Einen Raum schmücken zehn von Alfred Mahlau entworfene wirkungsvolle Adler- und wappengestaltete Wandteppiche, von denen einer die Gründung der Universitäts Straßburg wiedergibt. Ein anderer Raum gibt einen Auschnitt aus dem kunsthandwerklichen Schaffen des Reichsmeisters Heinkel, der vor 20 Jahren als Lehrling in die Staatliche Majolika-Manufaktur Karlsruhe eingetreten ist und heute einen Lehrling an der Meisterklasse des Deutschen Handwerks in Straßburg ausführt.

Die vierte Oberrheinische Kunstausstellung ist in den Monaten März bis Mai in Straßburg und danach in Baden-Baden, Karlsruhe und in Düsseldorf zu sehen.

Die Begegnung

Eine Hans-Thoma-Erinnerung

Es mag im Jahre 1921 oder 22 gewesen sein. Ich war damals ein kleiner Junge, der gern auf dem Karlsruher Schlosspark oder im Botanischen Garten spielte. Eines Tages, es war im Vorfrühling, sah ich einen alten Herrn, der langsam durch die gepflanzten Anlagen schritt, um die ersten wärmenden Strahlen der Sonne zu genießen. Dieser würdevolle Greis trug einen schön gepflegten weißen Bart, der auf mich einen großen Eindruck machte. Ich konnte mir deshalb, als der alte Herr an uns vorbeilief, nicht verkneifen, daß er ein so hübsches Kind vorübergegangen war, die Bemerkung nicht vernennen. „Der hat ja einen Bart wie der Nikolaus“. Der alte Herr mußte wohl meine Worte gehört haben, denn er drehte sich lächelnd nach mir um und winkte mir, näherzutreten. Mit gutem Munde und klopfendem Herzen machte ich einige zaghafte Schritte und sah in zwei ältliche Augen, die mich freundlich anblickten. „Gut“, meinte der alte Herr, „als er mich eine Weile betrachtet hatte, wie der Nikolaus sehe ich aus.“ „Na, dann muß der Nikolaus dir wohl auch etwas geben.“ Bei diesen Worten griff er in seine Manteltasche und drückte mir eine Süßigkeit in die Hand. Ich bedanke mich und war mit einigen Sprüngen wieder bei meinen Kameraden, herzlich froh, daß die Sache so glimpflich abgelaufen war. Nun hätte ich natürlich brennend gern gewußt, wer der alte Herr gewesen war. Zu Hause aber wagte ich von meiner Begegnung nichts zu erzählen, denn ich fürchtete wegen meiner Verlegenheit, unehrlichen Bemerkung bestraft zu werden. Somit aber kannte ich niemand, den ich nach dem Namen des unbekannteren alten Herrn fragen konnte. — Viele Jahre waren seit jenem Vorfrühlingstag vergangen. Ich hatte mein Erlebnis längst vergessen, da sah ich eines Tages ein Porträt, in dem ich sofort den alten Herrn aus meiner Kindheit wiedererkannte. Unter dem Gemälde aber standen die Worte „Hans Thoma, Selbstbildnis“.

Gerade noch denke ich dankbar an meine erste und leider einzige Begegnung mit Hans Thoma zurück, der nicht nur ein großer Maler, sondern auch ein wunderbarer gütiger Mensch gewesen ist. — ost.

— Der Münchener Bildhauer und Graphiker Prof. Dr. Max Lange, ein geborener Röhler, der auch ein Meister auf dem Gebiete der Schaffung künstlerischer Postkarten ist, begehrt in diesen Tagen seinen 75. Geburtstag.

